



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 18.

Wiesbaden, den 30. Januar 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Friedrich Rückert“, von Dr. H. Landsberg. — „Verse“, von F. Rückert. — „Tage der Barmherzigkeit“, von H. Ehrler. — „Das tote Zimmer“, von E. von Hillel. — „Die Tabakplantagen in Dett“, von F. G. Martin. — „Der die Fern!“ von R. Diez. — „Diamanten“, Erzählung von P. Klein. — „Bilderbogen fürs Haus.“ — „Lustige Ede.“

Zum Geleite.

Es ist ein Unfug, jungen Leuten immer mit dem „Besten“ zu kommen. Man hat sich in das Beste hineinzuwachsen, und das dauert oft recht lange. Schadet auch nichts. Vor allem ist es ganz unnatürlich, mit Goethe zu beginnen. Ich bin glücklich, mit Freiligrath begonnen zu haben.
Th. Fontane.

Friedrich Rückert.

(Zum 50. Todestage des Dichters.)

Von Dr. Hans Landsberg.

Ein halbes Jahrhundert ist seit dem Hingange des fruchtbarsten unter allen deutschen Lyrikern vergangen und mehr als ein volles, seit dem Tage, da die „Deutschen Gedichte von Ferdinand Keimar“, in denen der sechsundzwanzigjährige Poet mit den „Beharnischten Sonetten“ zum Sturm gegen Napoleon blies, erschienen sind. Mit diesem ersten Gedichtband stellte sich Rückert den Zeitgenossen als Freiheitsdichter vor und sein „Kranz der Zeit“ (1817), den er dem Erstling bald nachschickte, entsprach dem gleichen Trieb der unmittelbaren Einwirkung auf die Zeitgenossen. Es war Krieg, und schon in den Jahren der napoleonischen Unterdrückung hatte sich in der jungen Generation eine bemerkenswerte antiklassizistische Strömung aufgetan, die Vaterland und Freiheit entschieden über die älteren kosmopolitischen Humanitätsideale stellt. Der damalige Rückert wird uns in dem Reisejournal von Gustav Schwab, der den Dichter auf der Bettenburg, dem Heim des Freiherrn Christian Truchseß von Wehhausen besuchte, mit den Worten geschildert: „Wie wir aus den Fenstern nach der Burg hinüberschauten, die nun mit ihrer ganzen Kehrseite grau und sonnig uns gegenüberstand, kam ein großer bleicher Jüngling, von Kopf zu Fuße schwarz altdeutsch gekleidet, mit langen schwarzen Schulterlofen, aus dem Burgtore herausgeschritten und ging dicht am Försterhause vorbei. . . Keimar ist gar nicht der schrofne Mensch, wie ich mir ihn gedacht hatte. Als ein wahrer Dichter fühlt er aber am tiefsten auch alles, was ihm noch mangelt. In der Kritik gegen sich und andere ist er daher, stets nach dem Höchsten strebend, unbarmherzig. Fast scheint er mir der Form zu viel zu huldigen und in ihrer Pein sich ordentlich selbstquälerisch zu gefallen. Sein Spott und seine Ironie sind verlachender und schonungsloser, als bei uns Schwaben.“

Der hier geschilderte Poet, der als Dichter der schwäbischen Schule, vor allem einem Uhländ, dessen entschiedener politischer Begner er bald werden sollte, ungemein nahe stand, war ein Kind der reichsfreien fränkischen Stadt Schweinfurt, in der er als Sohn eines aus dem Thüringischen stammenden Hofadvokaten am 16. Mai 1788 das Licht der Welt erblickte. Der junge Rückert, der erstaunlich früh durch eifrige Lektüre poetische Anregungen erfuhr, besuchte das heimische Gymnasium sowie die Würzburger und Heidelberger Universität. 1809 will er dem Aufruf des Erzherzogs Karl folgen und sich in die österreichische Armee einreihen lassen. Der schnelle Frieden zwischen Frankreich und Oesterreich macht diesen Plänen ein Ende. Vier Jahre später, beim Ausbruch der Freiheitskriege, hindert ihn sein Gesundheitszustand an der Befreiung des Vaterlandes mitzuhelfen. Rückert, der halb gegen den Wunsch seines Vaters klassische und neuere Philologie studiert hatte, war inzwischen Privatdozent in Jena geworden, wo er zwei Semester hindurch Mythologie und Metrik las und die großen Griechen und Römer interpretierte. Hier schon zeigt sich der Einfluß der Gelahrtheit auf seine ursprüngliche Dichterkraft, die er im Laufe der Jahre bei einer immer wachsenden Beschäftigung mit der orientalischen Poesie, zu der ihn Goethe hingeführt hatte, in immer stärkerem Maße in seine poetischen Gaben einverwebte. Die ihm eingeräumte Stelle als Gymnasiallehrer in Hanau hat Rückert gar nicht erst angetreten, und ähnlich kurz war sein Redaktionsposten am Stuttgarter Morgenblatt. Eine längere Italiensfahrt, die ihn 1817 in den Kreis des Kronprinzen von Bayern führte, bringt den Heimkehrenden in Beziehungen zu dem bekannten Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall, der ihn auf das Studium der morgenländischen Sprachen verweist. Jetzt schon entstehen Rückerts „Westliche Rosen“, Uebersetzungen

des Hafis, denen sich später während seiner Erlanger Professur Uebersetzungen aus dem Indischen und Persischen „Nal und Damajanti“ und „Rostem und Suhrab“, die „Hebräischen Propheten“, Stücke aus dem „Koran“, das chinesische Liederbuch „Schü-king“ anreihen. Die „Weisheit des Brahmanen“ und die „Makamen“ des Harici, eine arabische Novellensammlung aus dem Mittelalter, sind die Hauptstücke dieser äußerst verdienstvollen Uebersetzungsarbeit, die auf der genauesten philologischen Kenntnis des Urtextes beruht.

Zugleich aber hat die orientalische Poesie den eigentümlich spielerischen Trieb bei Rückert, seinen Drang, jedes kleinste Gefühlchen und jedes noch so unscheinbare Motiv in Verse umzugießen, ungewöhnlich beeinflusst. Selbst seine Lieblingstochter Marie fand in der Uebersetzung des Gebotenen wohl einmal einen Vers des Vaters als allzuschwach für die Aufnahme in eine Sammlung. Rückert, der sich bis in seine Altersjahre gern als altdeutscher Poet trug, meinte dann: „Lass' es nur stehen; mir hat's doch Freude gemacht.“ Durch seine Kritiklosigkeit der eigenen Schöpfung gegenüber trägt er die Mitschuld an dem raschen Erlahmen des Interesses für seine Dichtung. Sie weist in einer Fülle des Gleichgültigen und Ueberflüssigen ein paar lyrische Perlen auf, die Rückert den größten deutschen Poeten an die Seite stellt: „Ich bin gekommen in Sturm und Regen“, „Etwas wünschen und verlangen / Etwas hoffen muß das Herz“, „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit / Klingt ein Lied mir immerdar“, „Herz nun so alt und noch immer nicht klug / Hoffst du von Tagen zu Tagen“. Diese reine Liebes- und Naturlyrik findet sich bereits in den gesammelten Gedichten, die Mitte der dreißiger Jahre erschienen und in dem Neufasser Idyll des Erlanger Professors entstanden sind. Es ist nicht angängig, solche Meisterverse mit dem Schlagworte „Goldschnittlyrik“ abzutun, aber tatsächlich wird das Vortreffliche bei Rückert immer wieder durch kritische Reimerereien, neben denen eine stark lehrhafte Spruchpoesie einhergeht, überwuchert.

Sein siebenjähriger Aufenthalt in Berlin, an dessen Universität er 1841, von Erlangen aus, durch Friedrich Wilhelm IV. berufen wurde, wies sich als ein schwerer Irrtum, denn gerade Rückert war weniger als jeder andere dazu geschaffen, in der politisch unruhigen preussischen Residenz zu wirken, deren demokratische Neigungen dem konservativen Politiker gründlich zuwider waren. So hat sich Rückert für die letzten zwanzig Jahre seines Lebens ganz in das stille bei Koburg belegene Gut Neuseß eingekapselt, obwohl vor hundert Jahren der heute vergessene Dichter Thümmel als Koburgischer Minister seine letzte Ruhestätte fand. „In seinem Koburgischen Dörfchen lebte er eine lange Reihe von Jahren“, wie Rudolph Genée in seinen Lebenserinnerungen erzählt, „als Poet und Weltweiser — im Geiste niemals ruhend, sondern immer dichterisch schaffend. Aber was er schrieb, das brachte er nur zu seiner eigenen Befriedigung aufs Papier, weil ihm das Dichten Bedürfnis war wie das Atmen. Keine Frage der Zeit, in der Politik wie in der Literatur, kein Ereignis in der zahlreichen Familie, mochte es seine Söhne und Töchter oder seine Enkel betreffen, und keine noch so geringfügige Wahrnehmung in der ihn umgebenden Natur ließ er an sich vorübergehen, ohne einige Verse darüber niederzuschreiben.“

Der Dichter, der in dem Kampf für Schleswig-Holstein die alte Kraft wiedersand, die ihn einst zu seinem Blücher-Zyklus begeistert hatte, sollte die große Wendung, die Deutschlands Geschichte im Jahre 1866 nahm, nicht mehr erleben. Aber in seiner Einsamkeit und trotz einer gewissen Verbitterung hat dieser vaterländische Dichter, der einst den Kampf gegen Napoleon auch in mislungenen Dramen aufnahm, das Kommende geahnt, und es ist heute nur gerecht, ihm seine alte Bedeutung zurückzugeben.



Verse.

Von Friedrich Rückert.

Er ist gekommen
In Sturm und Regen,
Ihm schlug beklommen
Mein Herz entgegen.
Wie konnt' ich ahnen,
Daß seine Bahnen
Sich einen sollten meinen Wegen?

Er ist gekommen
In Sturm und Regen,
Er hat genommen
Mein Herz verwegen,
Nahm er das meine?
Nahm ich das seine?
Die beiden kamen sich entgegen.

Er ist gekommen
In Sturm und Regen,
Nun ist entlommen
Des Frühlings Segen,
Der Freund zieht weiter,
Ich seh' es heiter;
Denn er bleibt mein auf allen Wegen.

Sie sah den Liebsten schweigend an,
Sie such' ein Wort, auf das sie sann,
Sie dachte, und in Duft zerfloß
Des Denken Faden, den sie spannt.
Empfindung tauchte auf, als wie
Die Nymphe aus Blüten dann und wann,
Und tauchte wieder in die Flut,
Als ob es sie zu neu'n begann.
Die Seele war der Knoche gleich,
Die will und sich nicht aufstun kann.
Sie lächelte als stammte sie
In sich ein holdes Rätsel an,
Sie atmete, als ob aufs Herz
Ihr drück' ein süßer Rauberhahn.
Sie blickte wie nach einem Traum,
Der schwimmend nicht Gestalt gewann.
Sie flüsterete, es war kein Wort,
Ein Hauch nur, der in Duft zerrann.
Sie flüster' ihm das Wort ins Herz:
Du bist ein sehr geliebter Mann!
Du bist ein sehr geliebtes Weib!
So sprachen sie und schwiegen dann.

Wie Sonne die Augen angetan,
Der Mond ihr nachblickt mit Darne,
Küßt das Kindlein zu weinen an
Selbst auf der Mutter Arme.
Es hat in die Welt hinaus gelacht,
Solange sie golden gekunkelt:
Den schönen Schimmer hat die Nacht,
Das Augenspielzeug, verbunkelt.
Einen Schauer fühlt die Natur:
Die Wälder bebend im Winde;
Du, Mensch, bist ihm ent wachsen nur,
Doch fühlst du ihm nach im Kinde.
Die Vögelin schließen die Augen zu,
Den Graus der Nacht nicht zu sehen.
Mutter! bringe dein Kind zur Ruh!
Ihm kann nichts Bessers geschehen.

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar:
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Was die Schwalbe sang, was die Schwalbe sang,
Die den Herbst und Frühling bringt,
Ob das Dorf entlang, ob das Dorf entlang
Das jetzt noch klingen?

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kisten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer.“

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprache kund, Vogelsprache kund
Wie Salomo!

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Lach zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum!

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll zu sehr;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer.

Wohl die Schwalbe kehrt, wohl die Schwalbe kehrt,
Und der leere Kasten schwoll;
Ist das Herz geleert, ist das Herz geleert,
Wird's nie mehr voll.

Keine Schwalbe bringt, keine Schwalbe bringt
Dir zurück, wonach du weinst;
Doch die Schwalbe singt, doch die Schwalbe singt
Im Dorf wie ehst:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
War alles leer.“

Herr, nun so alt und noch immer nicht klug,
Hoffst du von Tagen zu Tagen,
Was dir der blühende Frühling nicht trug,
Werde der Herbst dir noch tragen!

Lächelt doch der spielende Wind nicht vom Strauch,
Immer zu schmeicheln, zu lachen,
Rosen entfaltet am Morgen sein Sauch,
Abends vertreibt er die Rosen.

Lächelt doch der spielende Wind nicht vom Strauch,
Bis er ihn völlig gelichtet.
Alles, o Herr, ist ein Wind und ein Sauch,
Was wir geliebt und gebichtet.

Hoffnung auf Hoffnung geht zu Scheiter,
Aber das Herz hofft immer weiter;
Wie sich Bog' über Woge bricht,
Aber das Meer erschöpft sich nicht.
Daß die Wogen sich senken und heben,
Das ist eben des Meeres Leben;
Und daß es hoffe von Tag zu Tag,
Das ist des Herzens Wogenschlag
Wie zum Himmel des Meeres Schäume,
Klingen empor des Herzens Träume;
Und immer Traum aus Traum erhebt,
Wie ewig Schaum in Schaum zergeht.



Tage der Barmherzigkeit.

Von Hans Heinrich Ehrler.

Das Schwere der Zeit fällt mir aufs Herz, wenn ich einmal bei einem Gang durch die Stadt einen entleerten Laden sehe; oder eine Werkstatt, aus deren Tür ich sonst hämmern hörte, steht still und geschlossen. Was ist da geschehen? Steht der Mann im Feld? Das Vaterland muß grausam sein, und ständen alle Läden leer, alle Werkstätten still, der Preis wäre nicht zu hoch um der großen Rettung willen. Ist er vielleicht gefallen? Wohl ihm, er hat das letzte geschafft und das höchste getauscht. Oder haben gläubiger sein Werk seinen Händen entzogen? Das ist hart, und wer daran denkt, den schauert es.

Wir wissen den Trost, der Krieg vernichte vieles, aber mehr baue er auf. Müßten wir um jedes Schicksal trauern, das ihm verfällt, so würden Berge des Schmerzes über uns stürzen. Nimmt die Not einem den Boden fort, der Sieg wird zweien Platz geben.

Das wissen wir. Dennoch sind wir erschrocken. Es ist nicht nur eine sentimentale oder gar rückständige Schwäche, wenn unsere Freude und unsere Sorge dem Gewerksmann zuneigt, der mit seiner Hand und seinem Kopf ein wohlgefügttes eigenes Geschäft betreibt. Ihn zuerst nennen wir mit dem guten alten deutschen Ton den

Bürger. Ihn spüren wir noch immer als die gesunde Vielfalt, als einen saftreichen Nährboden, als die Farbe und das bewegte Grundspiel unseres deutschen Volksbetriebs. Was wäre die Luft und das Bild der deutschen Städte und Städtlein ohne ihn?

Jetzt bricht der Krieg vor unseren Augen da und dort einen Stein aus dem Spiel und löscht eine Farbe. Etwa schießt uns ein Konkursverwalter eine Rechnung ins Haus. Der Tapezier, dem wir den Betrag, vielleicht leichtfertig allzulang, schuldig sind, geriet in Gant. Er erhält nichts mehr von dem Lohn seines frohen Fleißes, er geht in die Masse. Der Mann ist erst ein paar Jahre selbständig, hat sich eine brave Frau, zwei Kinder und zufriedene Kundenschaft erworben. . . . Dort steht das Sopha, das er mir aufgefriescht hat. Wie kann ich mich wieder darauf setzen, ohne vom Jammer ergriffen zu werden?

Die Frage erhebt sich und wird Klage: Muß das wirklich sein? Wurde der Arme von einer Maschine der Notwendigkeit vernichtet oder von Menschen? Waren diese Menschen selber gezwungen, unbarmherzig zu sein? In diesen Tagen der Barmherzigkeit. Oder waren es solche, die jetzt zitternd bei Matthäus 18 zu lesen haben von dem Knecht, der vom Herrn zehntausend Pfund erlassen bekam und dann den Mitknecht um eine Schuld von hundert Groschen ins Gefängnis warf? Waren es Vermögende, sich über den Krieg hinüber zu halten, ohne daß sie dem Bedrängten seinen Halt nahmen? Dann haben sie das Aergste getan in dieser Heimsuchung, unter der einer bei dem andern stehen soll. Und wo sind die Reichen, die sich ihrer Güter noch zu freuen wagen, während solche unnötigen Opfer guten Kerns neben ihnen gebracht werden? Sie geben da und dort in Kassen und Sammlungen. Geben sie auch viel, bleibt es doch nur ein bescheidener Teil in dieser Not, zu deren Lösung hunderttausende Leben beigesteuert werden.

Sterben ist leichter als verderben. Die daheim zu Grund gehen, sind böser geschlagen, als die draußen begraben werden. Und ihr Sturz ist, wenn nicht immer, so doch oft zu verhindern, es bedarf nur der Nachsicht und der Hilfe, der beiden Geschwister, die jetzt wie nie in unseren Gassen wandeln sollten.

In einem kleinen Garten steht ein kleines nun geschlossenes Haus. Darin saß ein stiller, einsamer Mensch, der ernste Bücher schrieb. Er wurde aus dem Haus hinausgesetzt, indes vielleicht die Arbeit, die ihm durch die Vertreibung zerrissen sein mag, vielen im Volk ein Dach der Erbauung gebaut hätte. Ein geistiger Bruder des Handwerkers. Hilflos preisgegeben gleich ihm.

Es ist freilich nicht leicht, irgend Greifbares vorzuschlagen, oder den Ruf zu finden, der das öffentliche Gewissen wirksam weckt und ergiebige Einrichtungen erzielt. Oder darf man die Städte, den Staat, das Reich rufen? Die schon mit vieler Sorge beladenen. Aber Eins ist gewiß. Es muß verhindert werden, daß während des Krieges und erst recht nachher unter die Schwachen dieser Art ein Windbruch einbreche. Der zur Warnung Gefällten ist's genug.



Das tote Zimmer.

Von Egid von Filet.

Viele, viele tote Zimmer gibt es jetzt in den kleinen und großen Städten unserer Heimat. Vor einem Jahr noch haben sie gelebt; da hat die Persönlichkeit und der Wille ihres Bewohners alle die vielen kleinen Dinge durchdrungen und zum Leben und Wirken gebracht, die nun schon fast zu Erinnerungen an ihr geworden sind, leise und heimlich verklärt vom Schimmer der Wehmut. . . . Ein Strom von Kraft und Energie ist von diesem Raum ausgegangen und hat in seinen Nesten und Zweigen das ganze Haus durchdrungen und erhalten, hat die vielen Räder in Bewegung gesetzt, ohne die ein Haushalt, ein Geschäftsbetrieb, ein Unternehmen von heute nicht denkbar ist. Und

wie oft, wenn alles im Hause schon schlief, hat nicht tief in der Nacht noch eine Lampe in jenem Zimmer gebrannt und ein sinnendes Menschenhirn in Sorgen und Klugheit neue Entwürfe in die Zukunft hinausgesponnen.

Das ist nun seit langer, langer Zeit vorbei. Der Beherrscher dieses Raumes, der Mann, der Sohn, der Bruder, der Vater vielleicht, an dessen Schläfen sich das Haar schon grau färbt, sie sind hinausgezogen in eine dunkle, bange Zukunft, die uns Daheimgebliebenen sicher viel finsterner erscheint als ihnen selbst. Und uns bleibt nichts übrig als zu warten, alle diese unendlichen Tage und Nächte durchzuwarten, an deren traurigen Reigen wir uns nun schon fast gewöhnt haben. Die Kunst des Wartens — die haben wir gelernt vom Krieg, diesem strengen und unerbittlichen Zuchtmeister. Alle anderen Künste des Lebens hat unser raffiniertes Zeitalter bis zum Virtuositentum ausgebildet. . . diese eine hat uns stets gefehlt. Jetzt können wir sie gründlich.

In dem verlassenen, toten Zimmer aber herrscht jetzt der Geist der Frau. Sie hat nach Ueberwindung des ersten heißen Abschiedswehs, begriffen, was ihre neuen Pflichten sind, und hält nun treue Wacht in jenen Räumen; sie hat das Bild des fernem Sohnes oder Gatten auf den Arbeitstisch gestellt und manchmal weilen ihre sinnenden und traurigen Augen auf den teuren Zügen. Aber sie weiß auch, daß das Leben unbarmherzig über alle unsere Gefühle hinwegschreitet, weiter und weiter, einem unbekanntem Ziele entgegen; und daß auf ihren Schultern ein großer Teil jener Arbeitslast ruht, die bisher vom Mann allein getragen werden mußte. Da ist nun ein neues Leben in das tote Zimmer gekommen; die Frau hat die Zügel in die Hand genommen, ruhig und fest, ohne Klagen und Klagen, mit der Sicherheit, die ihr das Gefühl der Verpflichtung gab. Es ist unglaublich, was unsere Frauen in diesen letzten Monaten alles geleistet haben. Wer heute noch an der Tatkraft und Begabung des anderen Geschlechtes zweifelt, der verdient nicht diese große Zeit zu erleben. Und so sitzt denn nun an jenem Platz, von dem aus der Herr des Hauses das ganze Getriebe geleitet hat, als sein zweites Ich die Frau — der Act gehorchend, nicht dem eigenen Trieb — aber dennoch stark im Vollgefühl der großen Verantwortlichkeit, und wenn unser staatliches und wirtschaftliches Leben trotz der Stürme, die unser Vaterland umbrausen, allen feindlichen Ränken zum Trotz noch immer ruhig und sicher seinen Gang geht, so verdanken wir das in erster Linie den Frauen, Müttern und Töchtern der Helden, die da draußen ihr Leben für uns in die Schanze schlagen.

Und so mag der fernere Stehende oft kaum bemerken, daß in dieser Wohnung, in diesem Hause ein totes Zimmer ist; es könnte scheinen, als sei der Herr nur für einige Zeit verreist und in seiner Abwesenheit führe ein tüchtiger Stellvertreter die Geschäfte. Tausendfältig sind ja die Fäden, die von unseren Wackeren im Felde nach der Heimat und wieder zu ihnen führen; die Feldpost arbeitet so gut sie eben kann, Verwundete kehren zurück und ziehen wieder hinaus, neu Einrückende bringen Kunde aus der Heimat, und Zeitungen vermitteln wie in Friedenszeit den geistigen Verkehr zwischen der Vaterstadt und ihren Söhnen. So ist denn der Tag erfüllt von Geschäften und Sorgen, kleinen oder größeren Erfolgen und Mißerfolgen, fast wie in Friedenszeit. Freilich, wenn sich dann der Abend auf das Zimmer senkt, wenn die Zeitung kommt mit den vielen, vielen Namen von Gefangenen und Verwundeten und Toten, dann geht es wie ein großes, heißes Weinen durch alle die verlassenen Zimmer, und in den Herzen der vielen einsamen Frauen, die sich tagsüber so tapfer bezwingen müssen, erwacht das tiefe, große Menschheitsweh. Und es ist nicht gut, zur Dämmerkunde einsam im toten Zimmer zu sein — lieber sollte man sich alle Arbeit aufbürden, die man leisten kann, und nicht denken, nicht grübeln!

Aber wenn auch er, dessen Geist den Raum erfüllt, in weiter, weiter Ferne weilt, so umgeben uns ja doch alle die vielen Dinge, die uns geheiligt sind durch die Berührung der lieben und treuen Arbeitshände, die nun das Gewehr und den Säbel umklammert halten. — Und ein geheimnis-

volles Leben geht von ihnen aus und verbindet uns mit dem Fernen. Dieses Buch hat er so gern gelesen, mit jener Feder schrieb er seine Briefe, in diesem Stuhl hat er gegessen, wenn er von der Arbeit müde war. Daß es doch immer die toten Dinge sind, die uns an den Lebenden erinnern!

Tote Dinge!

Gibt es wirklich tote Dinge? Ich glaube es nicht. Alle Dinge leben, weil sie von den Mächten des Lebens geschaffen worden sind. Das Buch im Schrank, das Werkzeug auf dem Arbeitstisch, der Hausrat, dem wir die Behaglichkeit unseres Alltagslebens verdanken, die Lampe, die unserer Arbeit leuchtet und der Stuhl, der die Glieder zu kurzer Rast aufnimmt; sie alle sind das Ergebnis uralter Entwicklung, die tief in die Vergangenheit zurückreicht; sie sind durch Hunderte von Händen gegangen, haben grübelnde Köpfe in Tätigkeit gesetzt und sind irgendwie doch Ausdruck und Bild unserer Kultur, die wir nun mit den Waffen in der Hand verteidigen müssen gegen eine Welt von Feinden.

Es scheint, daß wir in langer, langer Friedenszeit diese Güter nach ihrem Wert zu schätzen verlernt haben. Wer verwundet vom Schlachtfeld in die Heimat zurückgekehrt, der empfindet erst, was das bedeutet, wieder in einem geistigen oder materiellen Kulturkreis zu leben. Und wenn dieser Wettersturm ausgetobt haben wird, werden wir alle demütiger, innerlicher und dankbarer für all das sein müssen, das wir bisher in gedankenloser Selbstverständlichkeit genossen. Kultur müde sind wir gewesen, den Kindern gleich, die sich müde gespielt haben, undankbar gegen jene, die unsere Innenwelt bereichern, unser Dasein verschönern wollten. Wir werden viele Fehler gut machen müssen. Neue, ungeahnte Tiefen werden sich in unserer Seele auftun und von ihnen wird ein wunderbares Licht ausstrahlen auf alle diese toten Dinge.

Und so wenig es tote Dinge gibt, so wenig gibt es tote Tage für den, der noch hoffen kann, hoffen darf. Nichts Erlebtes geht ja verloren. Alle diese traurigen Tage werden, so hoffen wir, einmal aus ihren Gräbern auferstehen, und wir werden sie wieder leben im Kreise derer, die uns teuer sind. Und werden dann erkennen, daß auch das Leid und die Sehnsucht ihr Gutes und Lebensförderndes gehabt haben und alle Empfindungen in uns durch die Trübsal des Vergangenen geläutert worden sind zu einem besseren Sein.

Und dann werden auch die vielen toten Zimmer wieder aufleben. Der Herr wird wieder Besitz ergreifen von ihnen und aufs neue darin wirken und schaffen am Webstuhl der neuen Zeit, von der wir hoffen, daß sie besser, tiefer und inhaltsreicher sein wird als die alte. Die Mutter, die Schwester, die Gattin wird dem Heimgekehrten die Lippen öffnen und ihre Lippen, ihre Augen werden sagen: Siehe, ich habe diesen Raum treu behütet und verwaltet bis zu deiner Heimkehr. . .

Wann, o wann wird er kommen, dieser Weltostertag!



Die Tabakplantagen in Deli.

Von J. C. Martin.

Das Sumatradelblatt hat sich im Laufe der Jahre die Welt erobert. Ob der Raucher seine Zigarren in Australien oder in Vorderindien, in Mexiko oder in Deutschland kauft, die bekannte Hülle wird er stets vorfinden. Sumatradelblätter werden tatsächlich nach allen Ländern der Erde exportiert mit einer einzigen Ausnahme: Kuba verbietet die Einfuhr fremden Tabaks aufs strengste.

In Niederländisch-Indien wird im allgemeinen viel Tabak angebaut, auf Sumatra ist es besonders die Provinz Deli, an der nordöstlichen Küste, woselbst die Pflanze am schönsten gedeiht und die größten Blätter liefert. Einer der großen Plantagen, der „Arnhemia“, wollen wir einen Besuch abstatten.

Ein Automobil holt uns in Medan, der Hauptstadt Delis, vom Hotel ab und in einer Stunde sind wir bei der Behausung des Leiters angelangt. Der Holzbau, von tropischen Gewächsen umgeben, ist ein Herrensitz, wie sich ihn ein Rittergutsbesitzer bei uns daheim nicht schöner vorstellen kann, mit einem Komfort in der geräumigen, mit Palmen geschmückten Vorhalle sowie in den übrigen lustigen Wohnräumen, daß wir darüber erstaunt sind. Der liebenswürdige Holländer ladet uns zum Morgenfrühstück ein und dann treten wir die Besichtigung der 12 000 Acker großen Plantage an.

Wir passieren den malerisch an einem Bach gelegenen Kampong (Ansiedelung) der japanischen Arbeiter, die ausschließlich Erdarbeiten verrichten. Das Eingeborenenlager besteht aus auf Pfählen ruhenden, bemalten Hütten mit spitzen, hohen Dächern; in der Mitte des Platzes steht isoliert eine solche für die unverheirateten Leute. Sie alle enthalten nur einen einzigen Raum, dessen Schlafplatz von einer Mattenwand getrennt ist. Schweine und Hühner laufen überall frei umher. Die Baracken der Chinesenkulis liegen weit abseits. Diese Kulis sind die eigentlichen und besten Arbeiter einer Tabakpflanzung. Zur Zeit der Bebauung, im Februar und März, führt eine deutsche Dampferlinie Tausende von Chinesen von Amoy und Swatow (nördlich von Hongkong) nach Sumatra, denn weder die Einwohner dieser Insel noch Japanen eignen sich zum Tabakbau. Die „Arnhemia“ beschäftigt gegen 200 Söhne des himmlischen Reiches.

Nachdem wir eine Anhöhe erklimmen haben, an deren Abhängen hohe Palmen, Kapokbäume und blumenreiche Sträucher stehen, können wir einen großen Teil der Felder übersehen. Die glühende Märzsonne beleuchtet ein unerwartetes Bild. Auf dem riesigen Gelände dehnen sich zwischen brachliegenden Aekern weite Felder mit jungen Tabakpflanzungen aus, zeitweilig von hohen, schmalen Beeten, die die junge Saat noch bergen, unterbrochen. Der Tabak erfordert einen beinahe jungfräulichen Boden. Nach der Ernte wird im folgenden Jahre Reis darauf gepflanzt und bleibt dann 7 Jahre lang unbebaut. Erst nach dieser Zeit beginnen die Eingeborenen das Erdreich umzugraben, mit Guano zu düngen und für die neue Saat vorzubereiten. Bei der üppigen Vegetation, die diese Felder bald mit Sträuchern und hohem Unkraut bedeckt, geht der liebliche Gesamteindruck, wie wir ihn bei unseren Getreidefeldern vorfinden, freilich vollständig verloren.

Jedes frisch besäte Beet erzeugt etwa 1000 Pflänzchen. Da jeder Kuli 18 Beete zu bedienen hat, liegt ihm somit die Pflege von 18 000 Pflanzen ob. Die junge Saat wird zum Schutz gegen die versengenden Strahlen der Sonne mit Matten überdeckt und morgens und abends fleißig begossen. Um sie von Wärmern frei zu halten, bespricht man die Blättchen mit einer Masse, welche aus Tapiocamehl und Schweinfurter Grün besteht. Hat nun die gesundaussehende Pflanze eine Höhe von ca. 10 Zentimeter erreicht, dann wird sie auf das freie Feld umgepflanzt und heißt nunmehr „Baum“. Er steht daselbst in Abständen von 15–20 Zentimeter. Der Fuß wird nur in den ersten Wochen mit Erde angeschüttet, aber beschwerlich und mühevoll ist die Arbeit des Ablesens von Wärmern und des sich häufig bildenden Schleimes. An der letzteren Krankheit gehen viele junge Bäume ein. Alle diese Arbeiten können nur gelbe Chinesenhände verrichten, Europäer würden in dem heißen Klima bald versagen.

In 45 Tagen ist der „Baum“ ausgewachsen und hat eine Höhe von etwa 2,50 Meter erreicht. Man unterscheidet an ihm: das Sandblatt als das beste, das Fußblatt, Mittel- und Kopfblatt. Jedes ist so groß, daß man gut drei „Decken“ heraus schneiden kann.

In den Monaten Mai und Juni findet alsdann die Ernte statt. Die abgeschnittenen Blätter kommen, in Bündeln zusammengebunden, auf 20–22 Tage in Trockenscheunen, verlieren in der Dürre ihre grüne Farbe und nehmen jetzt bereits jene hellbraune an, die schon auf den zukünftigen Wert der Ernte schließen läßt.

Die Monate Juli und August sind der Fermentierung gewidmet. Dieser Gärungsprozeß nimmt die Aufmerksam-

keit der Beamten voll in Anspruch. Er vollzieht sich in großen lustigen Scheunen, woselbst die Bündel in 1½ Meter hohen Stößen aufeinander geschichtet liegen. Einer großen Tabakplantage — wie der Arnhemia — stehen zu allen diesen Zwecken etwa 55 Scheunen zur Verfügung.

Vom September ab bis Dezember findet die Sortierung der Blätter statt. In langen Reihen sitzen die Arbeiter auf Matten am Boden, vor sich im Halbkreis aufgepflanzt 14 Holzpföde. Zwischen diese werden die bei der Fermentierung wieder geschmeidig gewordenen Blätter nach Farbe und Güte eingereiht. Der Sortierer unterscheidet hierbei nur 15 Farben (der Zigarrensortierer in Havanna dagegen 80 verschiedene Abschattungen).

Der Tabak ist jetzt versandbereit und geht in Ballen verpackt und fest verschürt über Belawan (dem Hafen von Medan) nach London oder Amsterdäm zur Auktion.

Ende Dezember beginnen bereits die Endvorarbeiten für das neu zu bebauende Land.

Es ist noch zu bemerken, daß der Sumatrabak fast ausschließlich zu Deckblättern Verwendung findet.

Die Chinesen verdienen im Jahre pro Kopf 200 Gulden und erhalten monatlich einen Vorschuß von 9–10 Gulden, womit sie sich beköstigen. Mit dem sauer verdienten Geld kehren sie in die Heimat zurück und ist dieses „verjout“, dann wandern sie wieder nach den Gefilden Sumatras. Nur in den seltensten Fällen nehmen Kulis ihre Frauen mit.

Ein gutes Erntejahr bringt dem Leiter 50–60 000 Gulden ein.

Es folgte noch die Besichtigung des Pferdestalles, der kleinen Häuser der Beamten, eines wenn auch kleinen, aber äußerst schmutzen Klubhauses und nach einem kühlen Trunk im Herrenhaus stob das Auto mit seinen Insassen wieder von dannen.



Der dick' Permi.

Von Rudolf Diez, Wiesbaden.

Vor 80 Jahren. Der regierende Fürst eines deutschen Kleinstaates saß in seinem Arbeitszimmer und regierte sein kleines Land. Da wurde ihm gemeldet, daß Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin von Montmorency höchst ihre Aufwartung zu machen wünschte. Der Landesvater fuhr sich über die Stirn — ja, ja — er erinnerte sich — das war eine der hübschen jungen Französinen, die ihn vor zwei Jahrzehnten, da er als junger Offizier in Frankreich stand, umschwärmten hatten. „Ihre Durchlaucht sind willkommen!“

Die Tür geht auf; die Seide rauscht. Der Herzog erhebt sich und begrüßt mit berückender Liebesswürdigkeit die sich verneigende Dame. Aber war das wirklich die zierliche Montmorency von 1815? Drei Männer umspannten die Taille ihr nicht, und das gelbliche Antlitz hatte keine Spur mehr des verflohenen Liebreizes. Selbstverständlich waren Seine Durchlaucht doppelt liebenswürdig und ritterlich.

Die Unterhaltung zog sich in die Länge, und der Herzog hätte gern wieder regiert. Er bat die Dame zur Tafel und machte ihr — eine sehr dringliche Arbeit vorschüßend — den Vorschlag, Ihre Durchlaucht möge sich doch geneigtest mal den neuhergerichteten Schloßgarten ansehen; er werde sich nachher das Vergnügen gönnen, höchst sie abzuholen.

Im gleichen Augenblick erscholl ein sehr deutliches Krachen an der großen Flügeltür.

„Mon petit Joli“, entschuldigte die Herzogin, rauschte hinaus, nahm ihren „petit Joli“, einen uralten fetten Mops, am rosaroten Seidenband und führte ihn in den Schloßgarten.

Hier ging die Schloßfront entlang mit geschultertem Gewehr der Odersbacher Hannes in der hübschen Uniform des 1. heimischen Infanterie-Regiments. Er war erst seit wenigen Monaten zum Militär eingetreten und hatte seine erste Schloßwache. Mit kritischen Blicken maß er die in den sauberen Kieswegen auf- und abwandelnde Durchlaucht

und mit noch bedenklicheren den am straffgezogenen Seidenband voranstrebenden vierbeinigen Begleiter.

Dieser hatte plötzlich das Bedürfnis, eins der am Wege entlang laufenden Tulpenecke näher zu besichtigen. Ihre Durchlaucht löste die zarte Fessel, und der Mops überreichte den herzoglichen Tulpfen seine Besuchskarte. Alsdann begann er mit den kurzen Hinterbeinen ein tiefes Koch in den musterhaft geschorenen Rasen zu kratzen.

Das konnte aber der gestrenge Wachhabende nicht mehr mit ansehen. Er eilte auf den Sünder los und schrie ihn an: „Runner vo' dem Wassem!“*) Ihre Durchlaucht nahm die langstielige elfenbeinerne Lorgnette hoch, guckte den biederen Odersbacher verächtlich an und sagte dann hochmütigen Tones: „Je suis la duchesse de Montmorency et le duc me l'a permis!“ Einen Augenblick stuzte der wackere Grenadier, dann aber ging ein heller Glanz des Verständnisses über sein rundes Bauerngesicht, und er erwiderte treuherzig: „Def Sie e' ald Bommeranz sinn, des haw ich gleich gesehe, aber der did' Permi — der muß erunner vo' dem Wassem!“

*) „Runter von dem Rasen!“



Diamanten.

Erzählung von P. Klie.

Der Mond schien nicht. Aber alle Sterne funkelten, und da war es dort so hell, wie bei uns, wenn Mondschein ist. Der weißgraue Sand strahlte das sanfte Himmelslicht zurück. Es war, als leuchtete die Luft aus sich selbst.

Langsam schritten zwei einsame Männer auf der weglosen Sandfläche dahin. Die wurde zur Linken in weiter Ferne wie durch eine niedrige schwarze Schranke begrenzt. Das war der Höhenzug hinter dem meilenbreiten Strande. Zur Rechten zog sich eine andere scheinbare Barre entlang, eine noch niedrigere, der matte Silberstreifen des Meeres.

Der den beiden Männern dehnte sich endlos die Strandbreite und hinter ihnen auch. Sie konnten schon das Zeltlager der Diamantensucher an der Conception-Bai nicht mehr erblicken. Maulseufzgeschrei und Ochsenbrüllen von dort hätte vielleicht noch das schwache Meeresbrausen überdönt, wenn es der warme Nordwind ihnen nachgetragen hätte. Aber der wurde schwächer und schwächer.

Der jüngere der beiden Männer, die in der magischen Beleuchtung einsam und bisher auch schweigend dahin gingen, trug Kleidung von Khakistoff; der ältere hinter ihm, wenn er mit dem sicheren Schritt seines Vordermannes gegangen wäre, hätte einem vorkommen können wie des ersten Schatten. Er trug ganz dunkles Zeug, ob es schwarz gewesen war, hätte sich wohl auch im hellsten Tageslicht nicht feststellen lassen, so war es von Sonne und Regen mitgenommen.

Dieser ältere Mann zog jetzt vorsichtig einen länglichen Gegenstand aus der Brusttasche, von dem ein schwaches Gleißeln ausging. Aber schnell verstaute er ihn wieder, als sein Begleiter den Kopf etwas zur Seite wandte.

„Und ich habe unseren großen und kleinen Wagen daheim über der nördlichen Erdhälfte doch lieber als dieses strahlende Kreuz des Südens.“

Erst antwortete der Ältere gar nicht; dann stieß er mit heiserer Stimme heraus: „Das is auch 'ne Bemerkung, die ganz zu Ihnen paßt, Hermann. Na, was soll man von einem verlangen, der antwortet, wenn er gefragt wird, ob er Whisky-Soda will: Whisky? Nein. Soda? Ja.“

„Sie haben heute wieder einmal zu oft das Gegenteil geantwortet. Ich wäre heute abend lieber allein gegangen.“

„Das glaub' ich, Freundchen, das glaub' ich. Dabei legte der Alte die leise zitternde Rechte auf seine Brusttasche und ließ dann ein widerwärtiges Lachen hören. Aber Hermann, den nun das Heimweh wieder einmal erfasst hatte, ging so tief in Gedanken versunken, daß ihm die

wunderliche Rede des nicht ganz nüchternen Gefährten nicht weiter auffiel. Er trug den Kopf jetzt wieder gesenkt, so daß ein breiter Streifen seines Nackens sichtbar wurde.

Der Alte holte das Messer zum zweitenmal hervor.

„Er fordert mich doch geradezu heraus, ein Ende zu machen,“ dachte er.

Nun hob Hermann, von der Sehnsucht nach der Heimat überwältigt, ein wenig die Arme. Es machte den Eindruck, als hätte er schon den Todesstoß bekommen.

Da verschwand die Waffe doch wieder in ihrem Versteck. Indes nach kurzer Frist kam sie abermals zum Vorschein. Aber diesmal stieß der junge Mann zufällig einen tiefen Seufzer aus, und der erinnerte den anderen an den schweren Aushauch eines Sterbenden, an die letzten Augenblicke seines ersten Opfers. Und wiederum versenkte er das Messer in der Taschens Tiefe. Und nun wurde er so unruhig in seinen Bewegungen, daß er anfing, über die Steine am Strande zu stolpern und nicht mehr wagen konnte, hinterrücks auf seinen ahnungslosen Begleiter loszustecken.

Hermann wandte sich um.

„Specht, Sie können ja nicht mehr gehen.“

Beide standen gerade neben einer kleinen ovalen Delle in der Sandfläche, die gut mannslang war.

„Hermann, wenn Sie mich jetzt mit dem Messer 'n bißchen zwischen den Rippen kitzeln und legen mich da rein und kratzen Sand über mich, so find't mich kein Mensch.“

„Mit dergleichen spaßt man nicht,“ antwortete Hermann scharf. „Hören Sie, einer, der neulich wegging von hier, der hat mir vorher zugeflüstert, Sie hätten schon einen auf dem Gewissen, einen, von dem Sie gereizt waren, als Sie einen halben Tag bloß von Whisky gelebt hatten.“

„Ach, was erzählt man sich nich alles! Die Welt is überall dieselbe. Gefoppt hat er mich ja. Wenn die Mondsichel hier in Südwest wie ein halbes J aussieht, soll der Mond im Abnehmen sein. Zu dumm.“

„Wie ein Specht gegen einen morschen Baum haßt, so waren Sie mit dem Messer auf den Menschen losgegangen, und daher hießen Sie überhaupt erst so, wie man Sie jetzt nennt.“

„Und wenn's wirklich wahr is, daß er an den Wunden eingang: is doch bloß ein Schwarzer gewesen. Wissen Sie, wie man 'n Amerika über die Nigger denkt?“

Hermann beachtete Spechts Einwurf gar nicht.

„Und doch will ich wieder ruhig vor Ihnen hergehen. Ein Rest von Gutem muß noch in Ihnen sein, sonst hätten Sie mich eben nicht indirekt gewarnt. Aber wir wollen nicht mehr weiter; wir gehen jetzt zurück. Verstanden?“

Da brüllte der Alte: „Nanu, auf einmal so befehlshaberisch! Das paßt sich nicht für so gutmütige Leute, die nur mit ihrem Vornamen durch die Welt laufen.“

„Wer behauptet denn, daß Hermann mein Vorname ist? Nun ja, es mögen viele denken. Aber Hermann ist meiner Mutter Name gewesen, für die ich hier Steine suche, damit sie's in ihrem Alter besser haben soll, als bisher. Hermann nenn' ich mich, weil ich meinen Vaternamen nicht mehr tragen mag.“

Specht war plötzlich sehr unruhig geworden. Eine Vermutung, die ihm ebenso jäh wie bestimmt kam, brachte ihn beinahe um alle Fassung.

„So? Dann haben wir uns ja gegenseitig ange-schwündelt, mein Junge. Aber wie heißt denn nun Ihr Vater?“

„Der heißt Kassel — wenn er etwa noch lebt. Doch sprechen wir nicht von dem.“

Der Alte stand leicht schwankend mit stierem Blicke da. Ja, es war wirklich sein Sohn, der mit ihm auf den Diamantenseldern zusammengetroffen war, den er hatte erstechen und berauben wollen, den er eben im Scherz „mein Junge“ genannt hatte.

Hermann bemerkte die Erregung seines Begleiters nicht. Er schämte sich wegen seines Vaters und hatte die Augen niedergeschlagen. Halblaut fuhr er fort:

„Der ging nach Amerika. Der wurde . . .“

„Ein Lump!“ schrie der Alte und stürzte auf Hermann zu. Mit dem Kopf stieß er gegen dessen Brust, dann fiel er zu Boden und rollte in die Vertiefung hinab.

Hermann hatte nur einen Augenblick geglaubt, der andere wolle ihn an der Kehle packen, denn erklärte er sich den Anfall aus dem übermäßigen Alkoholgenuß.

Mit dem Branntwein, den der Alte noch bei sich hatte, rieb der Sohn ihm die Schläfen ein. Bald kam der Gestürzte auch wieder zur Besinnung. Hermann unterstützte ihn sorglich, als sie nun den Rückweg antraten.

An Mord und Raub dachte jetzt der Alte freilich nicht mehr. Aber das Erkennen ließ ihn doch nicht gleich völlig seine bösen Pläne aufgeben. Als sie sich nach einer Stunde dem Lager näherten, dachte er bereits daran, daß jetzt keine Gefahr mehr dabei wäre, wenn er die Diamanten heimlich zu nehmen versuchte. Den leiblichen Vater würde dieser junge Mann weder antasten, noch zur Anzeige bringen.

Es handelt sich auch nicht einmal um Diebstahl. „Specht u. Cie.“ stand auf der Schürftafel, die sie inmitten des Feldes, auf dem sie gearbeitet hatten, an einer Stange im Sande zu befestigen verpflichtet gewesen waren. Wenn sie so zusammen schürften, so mußte es doch eigentlich auf Halbpant gehen.

Der Sohn, der mit so viel mehr Glück siebte und fand, hatte freilich damals die sechzig oder siebzig Mark für den Schürffschein bezahlt, dazu die Zelteinrichtung, aber dafür hatte er selbst, der Alte, doch seine Erfahrung beigezogen. War er nicht ein mit allen Hunden Gehegter? War das nicht auch dem Sohne zugute gekommen, der noch immer seine deutsche Einfältigkeit besaß?

Gerade, als ob der Sohn die schlimmen Gedanken des Alten erraten hätte, sagte er jetzt: „Specht, nun lassen Sie sich diesen Anfall zur Warnung dienen und fangen Sie ein anderes Leben an, sonst mag ich nichts mehr mit Ihnen zu tun haben. Schließlich gehört doch das Feld mir allein. Und bedenken Sie, was man am Ende aus diesem Felde noch herausholen kann, wenn erst systematisch abgebaut wird. Wenn erst die Wasserversorgung eine regelmäßig ist und man nicht bloß wahllos mal hier, mal da den Staub sand aussiebt. Wenn nicht das zweite Sieben im Zuber nachfolgt, schmeißt man ja doch die meisten Diamanten wieder aufs Feld. Noch viel mehr als man denkt.“

Erst nach einer Weile antwortete der Alte: „Na, ja, Sie haben ja recht. Aber heute Nacht muß ich noch einmal trinken — zum Abgewöhnen. Und diesmal müssen Sie auch dabei sein. Wir gehen zu den Dietrichs, und Sie nehmen Ihre Pulle Kapwein mit.“

Hermann hatte schon eine schroffe Abweisung auf der Zunge. Aber da besann er sich plötzlich und antwortete:

„Ja, ich will dabei sein. Doch nicht zum Angewöhnen. Wenn ich nämlich heute nicht mit einem Schlaftrunk nachhelfe, so schließe ich vielleicht diese ganze Nacht kein Auge. Sie haben zu viele Erinnerungen an daheim in mir aufgeweckt.“

Am anderen Tage in der Frühe mußte bestimmt die „Togo“ von Swakopmund her eintreffen — bei diesem Wetter hätte sie schon heute kommen können. Nachdem er das Verbrechen begangen, hätte der Alte den übrigen Diamantensuchern vorreden wollen, Hermann wäre auf diesem Dampfer nach Lüderitzbucht gefahren, um seine Ausbeute an die Regie zu verkaufen; nun wollte er selber mit der „Togo“ auf und davon — und alle Steine seines Sohnes wollte er mitnehmen.

Erst durch das Heulen vom Meere her erwachte Hermann spät am Morgen. Das Tageslicht, das durch eine schmale Spalte zwischen den Zelttüchern eindrang, füllte den engen Raum mit einem Dämmerchein.

Die „Togo“! dachte Hermann. Ob sie erst kommt oder schon wieder abfährt? Das erste, worauf die Blicke des Erwachten hasteten, war etwas Silberglänzendes am Boden. Hermann erkannte seine elektrische Taschenlampe. Wie kam die dahin?

Specht mußte sie wohl — — —
War denn nicht Spechts Lager leer? Dann hatte er die Diamanten gestohlen und fuhr jetzt mit der „Togo“ davon. Fünftausend waren die Steine sicher wert, vielleicht

gar sechs, befanden sich doch auch solche darunter von zwei, ja vier Karat. Nicht weit von dem Feuerzeug da lag der ausgeschüttete Lederbeutel.

Hermann richtete sich jählings auf und fuhr zugleich mit der Rechten über die Brust nach der linken Achselhöhle, in der er seinen Schatz vor dem Einschlagen zu verbergen pflegte. Aber diese Handbewegungen waren gar nicht nötig gewesen. Der schwere Beutel straffte schon den Riemen, an dem er um den Hals getragen wurde, sobald Hermann nur den Oberkörper bewegte. Und als er eben genauer hinsah, gewahrte er, daß der andere Lederbeutel auch gar nicht am Boden lag; der war vielmehr hingestellt, und zwar auf das geöffnete Taschenbuch Hermanns. Auch er schien noch mit Steinen halb gefüllt.

Ja, es war Spechts Ausbeute; lauter kleine Dingerchen waren's, von denen drei auf einen Karat kommen, alle nur so groß wie eine kleine Erbse. Hermann langte sich nun auch sein Buch her. Zwei gestern abend noch unbeschriebene Seiten waren jetzt mit großen, zitterigen Schriftzügen bedeckt. Hermann sprang auf und trat unter die Lichtspalte. Dann las er folgende Worte:

„Ich muß fort, seit ich weiß, daß Du mein Sohn bist. Aber Deine Steine nehme ich mit; Du hast auch die Pflicht, Deinen alten, kranken Vater zu unterstützen, nicht bloß Deine Mutter und Deine Schwestern. Ich bin sicher, daß Du keine Verfolgung wagen wirst. Ich lege einen Schein in dies Buch, der Dich überzeugen wird, daß ich wirklich bin Karl Kassel.“

„Ich war draußen. Du hast mich angesteckt mit Deiner Schmachtlappigkeit. Ich will deine Steine nicht. Aber weg muß ich doch. Der Boden brennt mir unter den Füßen. Dein Vater.“

Und die dritte war diese:

„Ich ging eben eine Strecke unseres Weges. Es ist doch eigentümlich, daß ich gerade in der Nacht erfuhr, wer Du bist, in der ich so Schlimmes gegen Dich vor hatte. Ich will noch einmal ein Leben ohne Whisky versuchen — und ohne Messer. Ich lasse Dir meine Steine zurück; verkaufe sie für Deine Mutter.“

Hermann ließ das Buch fallen. Dann faltete er die Hände, ohne daß er's wollte, vielleicht, ohne darum zu wissen.

Also das war sein Vater gewesen. . . .

Hermanns zitternde Hand suchte nach der Klammer, die das Zelttuch am Eingang zusammenhielt. Sie war nicht mehr da, und rasch schlug er den dichten Stoff zurück. Da erblickte er einen langen Rauchstreifen, und vor ihm — schon weit entfernt — die „Togo“ in schneller Fahrt nach Lüderitzbucht.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.
Mädchen.

Die beiden Mädchen sitzen auf einer Bank im Garten draußen, weit außerhalb der Stadt.

„Ich wachte, daß wir uns nie mehr sehen würden. Ich fühlte es in einem einzigen unseligen Augenblick, mit einer Deutlichkeit, die fast urreißbar war. Ich fühlte es in jeder Faser, daß es das letzte Mal gewesen. Das letzte Mal.“ Ihre schlanken, weißen Hände krampften sich ineinander. „Das letzte Mal. Tausendmal hab ich das Wort ausgesprochen und kann es noch immer nicht glauben, daß kein Brief, kein Laut, kein Lebenszeichen mehr den Weg finden soll von ihm zu mir, von mir zu ihm. Daß seine Worte in den Wind gesprochen, daß er sein Wort nicht gehalten, als er mir gelobt, ein Lebenlang zu mir zu halten in Freud und Leid und jetzt, jetzt läßt er mich allein. So fürchtbar, so entsetzlich allein.“

Das kleine Mädchen strich ihr besäugend über die beiden Hände. „Sei stark. Er tat's fürs Vaterland. Er tat's für seine Ehre. Er starb als Held. Er starb auch für dich. Sein letztes Wort, sein letzter Gedanke war ein Gruß an dich. Das ist auch schön. Du trugst ein Stück Sonnenschein, glänzenden, strahlenden in dein Leben, das ihm geleuchtet bis zum letzten Augenblick.“

Das schöne Nelse Mädchen rührte sich nicht. Alle guten Worte glitten an ihr ab. Nichts hörte sie als das Weinen ihrer Seele, als ihres Verzagens blutigen Rotschrei. Sie weiß, das neben ihr die andere das gleiche Schicksal tragen muß auf ihren schwächeren Schultern. Aber der Schmerz hat das Mitleid getötet.

„Komm, laß uns gehen“, faat sie endlich. „Die Ruhe tut mir weh. Der Frieden höhnt mich. Die Sonne lächelt zu meinem Leid, die grausame.“

Noch ein Weilschen bleib, was winkt dir in deiner stillen leeren Stube, die Luft hier ist so lind und weich und tröstend, erzähl von ihm, das wird dir wohlthun“, bat die Jüngere, „er hat dich sehr geliebt.“

„Ja, er hat mich sehr geliebt. Nur in die letzte Stunde klang ein schriller Ton“. Das kleine Mädchen sah sie an.

„Wir saßen in unserm Garten. Es war dunkel geworden, und der Mond zwischen den Ästen verflüchtete die Stränder. Dunkel schimmerte das Kissenbett zu unsern Füßen und wir waren verstummt und vergahen, daß es ein Morgen geben sollte, ein blutiger Morgen. Wir lebten in jenem Augenblick, der die ganze Ewigkeit in seiner Seele trug. Doch als er mich plötzlich an sich reißen wollte, erwachte ich, und, wenn du stirbst, rief ich laut und heftig in die abemissvolle Stille. Die Worte klangen so schrill und fremd und kalt, daß ich zusammenfuhr. Er senkte den Kopf, sein Gesicht war bleich geworden, die Hände fielen ihm müde herab, ich hörte seine Brust schwer atmen, dann mit einem Leisen: „Du hast recht“ stand er auf und ging. Ich schwieg und wandte mich um, ohne ihm nachzusehen, ohne ihn zurückzurufen. Und all die Briefe dann, die um Verzeihung baten, die von seiner Liebe erzählten, verflangen jeden Augenblick, wo er meinen Stolz und mein Vertrauen verletz und schuldig an mir werden wollte.“

Die Kleine fröstelte. Sah lange in den Abend, der sich leise fortstahl und wiederholte mechanisch das Wort: „Schuldig“. Dann sagte sie ganz leise: „Und wenn ich sterbe?“ Frau er mich in jener Abschiedsstunde. Da schlang ich beide Arme um seinen Hals und sein letzter Kuß war ein Segensgruß für mich und für sein Kind.“

M. Solger.

Aus dem Vorwort der „Sperlingsgasse“.

Nun hängen wieder die Wolken drohend herab; der Krieg schlägt mit gewappneter Faust dröhnend an die Pforten unseres eigenen Volkes, und es ist niemand, so hoch oder niedrig ihn das Leben gestellt habe, der sagen kann, wach ein Schicksal ihm die nächste Stunde bringen werde. Es steht zu keiner Zeit ein Glück so fest, daß es nicht von einem Windhauch oder dem Hauch eines Kindes umgestürzt werden könnte, wie viel weniger jetzt! In solcher Zeit ständen die Menschen am liebsten mit leeren, mühsigen Händen horchend und wartend; aber das ist nicht das Rechte. Es soll niemand sein Handwerksgerät, die Waffen, mit welchem er das Leben bezwingt, in dumpfer Betäubung fallen lassen. Ein Geschlecht aebe seine Arbeit an das folgende ab, und, gottlob, jener Epochen, in welchen die Menschheit ihre Mühen ganz von neuem aufnehmen mußte, weil die Sturmflut alles vorige fortgespült hatte, sind wenige.

Wilhelm Raabe.

Der neue schöne Soldat.

Die Mutter und der Kleine sind in die Stadt gekommen, den Vater abzuholen. Er hat ihnen kurz mitgeteilt, daß er heute in Urlaub kommen werde. Das Büblein hält ein Blumensträußchen, die letzten Blüten des Gärtchens; die sollen den Willkommen der Heimat schon jetzt überbringen. Er kann es nicht erwarten, bis der Zug hereinrollt und fragt die Mutter unaufhörlich: „Mami, wie lange noch?“ Endlich donnert eine schwere Lokomotive in die Halle. Das Büblein hat sich ganz vorne ans Gitter gedrängt. Viele derbe Soldatenantlitz erscheinen. Da mitten drunter ist einer mit einem starken Vollbart und dem schwarz-weißen Bande vorn an der breiten Brust. Das Büblein kennt ihn nicht, aber die Mutter hat ihn sofort erkannt. In kurzem liegen sie sich in den Armen. Das Büblein getraut sich anfangs gar nicht recht an den fremd aussehenden Mann mit dem verdeckten Helm heran, als er es aber auf den Arm genommen und an die braune Wange gedrückt hatte, hat es den Vater wieder erkannt und ist nicht wenig stolz auf ihn. Die großen Stiefel, die Knöpfe mit dem Löwen, der hellbraune Säbelsaurt, solches hatte es sich längst schon gewünscht. Jetzt hat es der Vater, darum gehört es auch ihm. Als sie sich niedergesetzt hatten, ging das Büblein daran, alle diese Gegenstände einer eingehenden zärtlichen Musterung zu unterziehen. Ach könnte er doch auch Soldat sein, da bekäme er ebenfalls so schöne Dinge! Inzwischen hat der Vater, dessen Augen immer wieder mit inniger Freude auf seinen Lieben ruhen, zu erzählen angefangen und schildert

in schlichten Worten, wie er die Auszeichnung verdient und wie ihn die Hand Gottes sichtbar beschützt habe. „Siebzehn Mann hielten wir den Graben gegen eine vielfache Uebermacht unter dem stärksten Feuer des Feindes. Einer nach dem andern fiel, bis auf fünf. Wir hatten längst unsere Rechnung abgeschlossen. Da erschien im Augenblick, als die Schwarzen erdrückend auf uns anstürmten, ausgiebige Unterstützung und wir waren sie gänzlich zurück. Ich hatte nur einen leichten Streifschuß davongetragen. Und jetzt bin ich da, heil und gesund!“ Die Mutter lauscht mit inniger Teilnahme den schlichten und doch so inhaltsschweren Worten, und die Tränen des Mitleids und der Dankbarkeit rinnen ihr unaufhaltsam über die Wangen. Da naht sich schlichtern-liebevoll der Kleine von hinten mit dem Helm des Vaters auf dem runden Köpfchen und flüstert: „Mit weinen, Mami, sieh was du für einen neuen schönen Soldaten hast!“

Eine eigenartige „Operation“ im Kriege.

Der nachmalige Generalleutnant, Freiherr Ulrich von Kleist, nahm als neunzehnjähriger Leutnant am spanischen Erbfolgekrieg teil und wurde bei der Belagerung von Nuffel (1708) — dem heutigen Velle — in den Laufgräben schwer verwundet. Eine Kugel zerplitterte ihm die Nöhre des linken Beines. Die Wundärzte fanden die Verletzung derart gefährlich, daß sie ihm das Bein abnehmen zu müssen glaubten. Kleist war jedoch nicht gewillt, das Bein so kurzer Hand aufzugeben und verweigerte eine Amputation. Auf weiteres Zureden drohte er schließlich, mit der Pistole in der Hand, jeden niederzuschicken, der sich seinem Lager mit Messer oder Säge nähern würde. Er bewirkte durch sein Vorgehen, daß die Ärzte auf die Vornahme der Operation verzichteten und die Wunde so heilten. Zu seinem Verdruß mußte er jedoch wahrnehmen, daß sein Fuß schiefe stand und er Zeit seines Lebens hinken mußte. Mit stoischem Gleichmut beschloß der junge Leutnant, den schlecht geheilten Fuß wieder zu brechen. Er bestieg sein Pferd und sprang von oben herunter. Der Fuß brach und wurde nunmehr von einem geschickten Wundarzt derart geheilt, daß nach kurzer Zeit von Kleist wieder in der Lage war, einen mustergültigen Geschwindschritt ohne jede Beschwerde auszuführen.

R. R.



Luftige Ecke.

„Einige der größten Entdeckungen aller Zeiten“, sprach der Gelehrte, „sind das Ergebnis von Zufällen.“ — „Das glaube ich gern“, versetzte die holde Dame, „ich habe selbst einmal eine solche auf diese Weise gemacht.“ — Der große Mann zeigte eine erstaunte Miene. „Dart ich fragen, welcher Art dieselbe war?“ — „Gewiß“, antwortete die Holbe, „ich entdeckte, daß man, wenn man ein Fläschchen Tinte zur Hand hat, einen Füllfederhalter genau wie einen gewöhnlichen Federhalter gebrauchen kann, ohne all die Arbeit des Füllens.“

„Es ist ein komisch Ding um die menschliche Natur“, sagte der Anstreicher, als er mit seinem Nachbarn heimwanderte. — „Was ist denn komisches daran?“ — „Nun, wenn Sie einem Menschen sagen, daß es 270 169 325 581 Sterne gibt, wird er es Ihnen glauben, wenn aber ein Bettel besagt: „Frisch gestrichen“, wird er es nicht glauben, ohne sich persönlich davon überzeugt zu haben.“

Eines Tages erschien Müller mit einem großen Nix in seinem Rockärmel. „Aber hör' mal“, meinte ein Freund, „warum läßt du das Loch nicht zumachen?“ — „Ich denk' nicht daran“, antwortete Müller; „ein Loch kann die Folge eines Unfalls sein, aber ein Nixen ist ein sicheres Zeichen von Armut.“

„Solch' ne Gemeinheit!“ saate der Köter. „Das ist doch wirklich die Höhe! Da ist jemand hergekommen und hat ein Haus gerade auf die Stelle gebaut, wo ich mir einen Knochen vergraben hatte.“

